Unverkäufliche Leseprobe aus:

A. J. Betts
Die Unwahrscheinlichkeit von Liebe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

2

Zac

Ich weiß, dass zwei Knöpfe an der Klospülung sinnvoll sind. Es ist umweltfreundlich und so weiter, aber manchmal machen sie es einem auch schwer. Soll ich jetzt den kleinen oder den großen Knopf drücken? An einigen Tagen bräuchte ich einen Knopf dazwischen.

Ich stehe davor und denke zu lange darüber nach. Wieder mal.

Während ich mir die Hände wasche, schaue ich in den Spiegel und muss lachen. Mein Kopf ist kahl, uneben und asymmetrisch, die Augenbrauen hingegen noch buschiger als zuvor. Ich habe das Gefühl, mich langsam in einen dieser schrägen Typen aus dem Spiel *Wer ist es?* zu verwandeln.

Ich verlasse das Bad und kehre ins Zimmer zurück, wo meine Mutter inzwischen die Jalousien geöffnet und den rosafarbenen Schlafsessel in Sitzposition gebracht hat. Im Morgenlicht sieht ihr plattgelegenes Haar aus wie ein Vogelnest, aus dem drahtige, graue Zweige hervorstehen.

»Und, wie war's?«, fragt sie.

»Was?«

»Du weißt schon …«

Wie oft hält man es als Siebzehnjähriger aus, über dieses Thema

zu sprechen? Noch dazu mit seiner Mutter? Schon vor Tagen war mein Limit erreicht. Immerhin sagt sie nicht: *Hast du deinen Darm entleert?*, so wie die Schwestern.

»Und bei *dir*, Mum?«

»Ich habe ja nur gefragt.«

»Soll ich es nächstes Mal fotografieren?« Ich schiebe mich und den Infusionsständer an ihr vorbei. Scherzhaft schlägt sie mit einem Kopfkissen nach mir.

»Soll ich ein Logbuch führen?«

»Ein *Kot*buch.« Meine Mutter freut sich über das Wortspiel.

Die Dokumentation meiner Darmtätigkeiten – das wäre doch eine wunderbare Verwendung für das sogenannte »Tagebuch«, das Patrick mir geschenkt hat. Er dachte offenbar, es würde mir etwas bringen, meine *emotionale Reise* niederzuschreiben. Stattdessen könnte ich es als Kotbuch verwenden, um Häufigkeit und Konsistenz festzuhalten. Jede Seite könnte ich mit einem Farbcode versehen und fette braune Tortendiagramme samt Legende zeichnen.

»Wie wäre es mit: *9. Dezember, 12 Tage nach Transplantation. Eher flüssig. Kleiner Spülknopf.*«

»Ich glaube nicht, dass das Tagebuch dafür gedacht ist.«

»Nicht fürs Kotzen und Kacken?«

»Nein, für deine *Gefühle*.« Meine Mutter, die zwei Jungen und Bec großgezogen hat, weiß dieses Wort mit einem ironischen Unterton zu versehen.

»9. Dezember. Ich *fühle* mich … leichter.«

»Siehst du, schon besser.«

Ich muss nicht über irgendeinen Scheiß schreiben. Egal welcher Art.

Seit meinem dritten Lebensjahr bin ich trocken. Ich war sicher kein Wunderkind, aber solides Mittelmaß. Seitdem sollte das, was man auf der Toilette verrichtet, etwas Privates sein, etwas, das man hinter verschlossener Tür und ohne mütterliches Nachfragen tut. Meine Mutter sollte besser andere Dinge überwachen, wie das Essen, das ich zu mir nehme. Und das hat sie bis jetzt auch getan. Sie hat ihren Job gut gemacht.

Und dann dies. Am schlimmsten war es, wenn sie sich nicht nur nach meiner Darmtätigkeit erkundigte, sondern sie sogar live miterlebte. Ich habe ihr befohlen, die Bettpfannen nicht anzufassen, woran sie sich hielt. Aber sie blieb oft im Raum, wenn die Schwestern mich saubermachten, auch wenn sie so tat, als würde sie Kreuzworträtsel lösen. Ich war wieder zu einem Kleinkind geworden, allerdings einem Kleinkind voller Testosteron und mit Schamhaar, das von einer der jeweils diensthabenden Schwestern gewaschen wurde. Manchmal ging es mir so schlecht, dass es mir nicht einmal peinlich war.

Bevor sie mir an Tag 0 das neue Knochenmark geben konnten, mussten sie mich fast sterben lassen. Fünf Tage mit vier Chemotheraphiedosen, gefolgt von drei Tagen Ganzkörperbestrahlung. Ich fühlte mich, als wäre ich von einem LKW überrollt worden. Der dann beim Rückwärtsfahren auf die Seite und auf mich draufgekippt ist. Ich konnte nichts tun, als darunter liegen zu bleiben. Selbst das Atmen wurde zur Schwerstarbeit. Meinen Schließmuskel zu kontrollieren war undenkbar.

Inzwischen bin ich wieder in der Lage, so etwas selbst zu regeln. Seit der Transplantation beschränken sich meine Symptome auf gelegentliches Übergeben, eine Entzündung im Mund und seltsamen Stuhlgang. Wenn ich ehrlich bin, ist das Bad einer meiner

liebsten Aufenthaltsorte geworden. Zehn Minuten lang ist niemand da, der mich beobachtet oder über mich wacht. Ich kann einfach nur dasitzen und nachdenken. Es ist nicht so, dass ich etwas Bahnbrechendes leiste, aber es ist ein Anfang. Ein Fortschritt.

Meine Mutter schließt ihr Klatschblatt und sieht mich an. »Hast du an dem Pickel herumgedrückt?«

»Ich habe ihn nicht einmal berührt.«

Ständig hat sie Angst, ich könnte einen massiven eitrigen Blutstrom auslösen, gegen den meine schwächlichen Thrombozyten machtlos wären, so dass ich am Ende eine Nottransfusion bräuchte, die mein Leben nicht würde retten können. Tod durch Pickelausdrücken? Das wäre in der Tat eine dumme Art zu sterben. Das Risiko würde ich nicht eingehen.

Wie unfair ist es eigentlich, Leukämie *und* Akne zu haben? Wenn mein Haar jetzt auch noch karottenrot nachwächst, werde ich echt sauer. Mein Bruder Evan hat eigentlich so eine Haarfarbe, aber er tönt sie sich heimlich und glaubt, dass es niemand merkt.

»Und? Was hast du heute vor?«, will meine Mutter wissen.

»Ein paar nette Base-Jumps vielleicht?«

»Wir könnten CoDs spielen.«

Als sie es ausspricht, klingt es wie »Kotz«. Ich muss laut lachen und frage mich, ob es Absicht war. »Du meinst CoD, *Call of Duty*«, verbessere ich sie. »Nein, ich glaube nicht.« Wenn wir spielen, bewegt sie sich die ganze Zeit kaum und kreischt dann hysterisch Pseudoflüche wie *Fff…euerwehr* und *Sch…eibenhonig*, wenn sie getötet wird. Meine Mutter ist nicht für den bewaffneten Kampf geschaffen.

»Was willst du dann machen?«

»Atmen. Essen. Schlafen. Und dann wieder von vorn.«

Sie pikt mich in die Seite. »Komm schon, Zac, du willst dich doch nicht *langweilen*.«

Meine Mutter: Beschäftigungstherapeutin, inoffizielles Empfangskomitee, Durchfalldetektivin und Fröhlichkeitspolizei. Zwischen diesen Rollen wechselt sie hin und her, füllt Lücken, kümmert sich um Requisiten, spornt an, macht und tut.

Ich merke, wie ihre Fühler zucken, auf Anzeichen von Melancholie sensibilisiert. Wir beide wissen, dass eine ganze Reihe an Maßnahmen bereitsteht, um dem bei Bedarf entgegenzuwirken: der Psychologe Patrick, Kunsttherapeuten, Mentoren, die sich auf Jugendliche spezialisiert haben, Prozac und im Notfall sogar Klinikclowns, die aus dem Kinderkrankenhaus geholt werden.

»Macht sich da vielleicht gerade ein wenig Frust breit?«

»Himmel, nein, pure Lust statt Frust.«

Sie lacht. »Dann hilf mir bei dem Rätsel aus der Zeitung. Für das Expertenlevel brauchen wir dreißig Wörter.«

Frust ist natürlich ein Thema, aber ich mache mir in dieser Hinsicht mehr Sorgen um meine Mutter als um mich selbst.

»Mum, fahr nach Hause.«

»Zac –«

»Du brauchst nicht zu bleiben. Nicht mehr. Mir geht es schon viel besser.«

Was stimmt. Die Tage von minus 9 bis minus 1 waren die Hölle. Tag 0 war der Tiefpunkt. An die Tage 1 bis 3 kann ich mich nicht erinnern, 4 bis 8 waren übel, 9 bis 11 auch noch unangenehm, aber jetzt, zwölf Tage nach der Transplantation, beginne ich mich wieder wie ein Mensch zu fühlen. Ich kann mit der Situation umgehen.

»Ich weiß«, sagt sie, was ich erwartet habe, und schließt die Zeitung. »Aber mir gefällt es hier.«

Das ist Quatsch, und wir wissen es beide. Meine Mutter ist kein Mensch, der sich in geschlossenen Räumen wohl fühlt. Solange ich mich erinnern kann, hat sie immer einen Strohhut auf dem Kopf und einen Schweißfilm auf der Haut gehabt. Sie hat haselnussbraune Augen und Sommersprossen. Sie mag Grün-, Braun- und Orangetöne und Erde und Kürbisse. Ich sehe sie immer mit einer Baumschere in der Hand vor mir. Sie würde lieber Birnen pflücken oder Olivenbäume düngen, als in diesem Raum mit dem rosafarbenen Schlafsessel festzusitzen. Mehr als alles andere jedoch ist sie die enge Vertraute und Partnerin meines Vaters. Dennoch will sie nicht nach Hause, selbst wenn ich sie darum bitte – sie regelrecht anflehe.

Mein Zimmer hat zwei Fenster. Es gibt das kleine runde mit Ausblick auf den Gang und das große eckige, durch das man den Eingang des Krankenhauses, den Parkplatz und die umliegenden Stadtteile überblicken kann. Davor sitzt sie meistens, wie eine Blume, die sich nach der Sonne reckt.

»Zähle drei Dinge auf, die du am Krankenhaus magst, abgesehen von den Rätseln und dem Tratsch.«

»Mit meinem Sohn zusammen zu sein … bislang.«

»Fahr nach Hause.«

Für die erste Runde Chemotherapie, direkt nach der Diagnose, ist die gesamte Familie mit nach Perth gekommen. Meine Eltern, Bec und Evan haben in einem Motel in der Nähe gewohnt und sind jeden Morgen mit Spielen, Zeitschriften und mehr Gesprächen gekommen, als ich verfolgen konnte. Dad kam mir größer und lauter als normal vor. Er machte mit Bec Witze, als wären die beiden ein Slapstick-Duo. Meine Mutter schüttelte gespielt missbilligend den Kopf, während sich Evan im Hintergrund hielt und misstrauisch

den Tropf und die Schwestern beäugte. »Krankenhäuser machen mich krank«, hörte ich ihn einmal sagen. »Der Geruch …« Ich konnte es ihm nicht verübeln – er gehörte nicht hierher. Zumindest war er ehrlich.

Wenn sie abends gingen, stellte ich mich immer an das eckige Fenster und sah meiner kleinen Familie nach, wie sie – sieben Stockwerke tiefer – zum Motel zurücktrottete. Mein Vater hielt jedes Mal die Hand meiner Mutter. Dort unten sahen sie trauriger aus, als es angemessen war, insbesondere Dad. Um ehrlich zu sein, ging es mir nach den Besuchen immer schlechter als vorher. Deshalb musste meine Mutter mir danach versprechen, sie alle fernzuhalten. Zum Glück verbietet das *Protokoll für Knochenmarktransplantierte* ohnehin mehr als einen offiziellen Besucher gleichzeitig, und meine Mutter hat sich selbst nominiert. Das einzige Problem ist, dass sie immer da ist.

»Zu Hause brauchen sie mich nicht. Bec hat den Laden unter Kontrolle, und die Bäume sind beschnitten, die Männer haben also sowieso keinen Stress.«

»Aber Dad –«

»Kann für sich selbst sorgen.«

»Du weißt, was ich meine.«

»Ich bin deine Mutter«, erinnert sie mich, als hätte sie einen Eid geschworen, zu lieben und zu ehren, zu beschützen und zu nerven, in guten und in schlechten Tagen (aber besonders in schlechten Tagen), bis dass der Tod uns scheide.

Und mit eiserner Disziplin nimmt sie sich, wie jeden Tag, das Rätsel aus der Zeitung vor. Meine Mutter nimmt es in Angriff, als wäre es lebenswichtig, als hinge der Erfolg meiner Therapie vom Ergebnis des Rätsels ab. Im Laufe des Tages, wenn Nina, Patrick,

Simone, Suzanne und Linda nacheinander für ihre diversen Aufgaben hereinkommen, werden abstruse Wörter hinzugefügt, bis wir bei dreißig sind. Meine Mutter ist aus dem Häuschen und schreibt beim 9. Dezember in den Kalender: *Experte!*

Deshalb lasse ich mich auf das Rätsel ein und spiele mit ihr Scrabble, CoDs oder jedes andere Spiel, das sie vorschlägt. Ich tue es, um sie mit fester Hand *Experte* schreiben zu sehen. Ein weiterer Erfolg; wieder ein Tag geschafft.

Während der Sechs-Uhr-Nachrichten merke ich plötzlich, wie ich beobachtet werde.

Vom Gang starrt jemand durch mein rundes Fenster. Sie ist jung, sechzehn oder siebzehn vielleicht. Ihre großen Augen sind von dunklem Eyeliner eingerahmt, und das dicke braune Haar fällt wahrscheinlich über ihre Schultern, es ist länger, als ich sehen kann.

Sie ist keine Krankenschwester. Sie ist jemand wie ich, und ich spüre, wie sie entschlossen meinen Blick sucht.

Ich kann mich nicht losreißen. Sie ist absolut faszinierend. Doch dann muss ich blinzeln, und sie ist fort.

Seltsam, sie sieht gar nicht aus wie jemand, der gern Girly-Pop hört. Allerdings habe ich Lady Gaga auch nie wieder gehört. Seit sie das Lied vor zwei Tagen ausgestellt hat, habe ich aus Zimmer 2 lediglich ab und zu gehört, wie sie sich mit jemandem gestritten hat – wahrscheinlich mit ihrer Mutter –, worauf das vorhersagbare *wusch* der Tür folgte. Kein Ton Musik mehr und auch kein Fernsehen oder Ähnliches.

Bin ich daran schuld? Weil ich geklopft habe?

Meine Mutter und ich sehen die Nachrichten, doch im Moment interessiert mich etwas anderes als die Welt draußen.